

GÖKHAN GÖKSEN

**CHARLOTTE
UND
FATIMA**

SIXTHKYŪ

IMPRESSUM

Copyright © 2022, erste Fassung

Sixthkyu Verlag, Oberlandstrasse 70, 8610 Uster, Schweiz

Vertrieb: SüdOst Service GmbH, Waldkirchen

Lektorat und Korrektorat: Maria Rumler und Sixthkyu Verlag

Umschlaggestaltung und Typografie: Arndt Watzlawik, Zürich

Fotografie Titelseite: iStock

Druck und Bindung: Sieprath GmbH, Aachen

ISBN 978-3-9525522-4-7 (Taschenbuch)

ISBN 978-3-9525522-5-4 (E-Book)

Für meine Mutter
Selma Göksen Madenlibas

Rien ne va plus – Nichts geht mehr
Der natürliche Verlauf des Lebens

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, aber das Einzige, was mir gerade einfällt, ist Folgendes:

»Mama, du nervst.«

»Mama, du bist voll peinlich.«

»Mama, ich find nichts wieder, wenn du aufgeräumt hast.«

»Nicht jetzt, Mama, später, vielleicht.«

Ach ja, das sind die üblichen Worte meiner Kinder, jede Mutter geht durch diese Phase. Wenn die Kinder sich von den Eltern abnabeln, gibt es nichts, was diesen Prozess aufhält. Man sollte wohl meinen, dass mich, Mutter zweier Kinder, solche Aussagen nicht treffen, doch an einem schlechten Tag, nach einem Streit bei der Arbeit oder einer anstrengenden Einkaufstour in der Stadt verletzen sie mich. Ich bin nicht immun gegen die Worte meiner Kinder.

Mein Sohn ist fünfzehn, meine Tochter gerade mal zwölf Jahre alt, sie sind wilde Teenager, sie sind meine Goldschätze. Gerade deshalb tut es ja auch kurz weh. Früher funktionierten wir durch die bedingungslose Liebe und das unerschütterliche Vertrauen, das sie mir gegenüber, dem Anker ihres Lebens, entgegenbrachten. Jede Umarmung, jeder Kuss war selbstverständlich, sie kannten keine Scheu vor mir. Ich war der Mittelpunkt ihrer Welt, ich war die, die alles wusste. Doch der zehnte Geburtstag läutete einen Wandel ein. Mit einem Mal wurden sie größer, sie hörten gar nicht mehr auf, zu wachsen.

Ich erinnere mich genau an die Geburten meiner Kinder. Es gibt ja Mütter, die sagen, sie haben das nicht mehr vor Augen, es sei alles wie hinter einem Schleier verborgen. Ich bin froh, dass sich kein Schleier über meine Erinnerungen gelegt hat. Erinnerungen an das Glück, das ich gespürt habe, als mir mein eigenes Baby zum ersten Mal in die Arme gelegt wurde. Erinnerungen daran, wie ich es zum ersten Mal gestillt habe. Erinnerungen daran, wie sich die zarten Lider hoben und mich mein eigenes Kind erblickte. Meinem Ehemann Andrew, der seine Gefühle oft zurückhält, standen Tränen in den Augen, als er das viereinhalb Kilo schwere Bündel in seinen Armen hielt. Mit bebender Stimme verkündete er seinen Eltern am Telefon, nun einen Sohn zu haben.

Später erfasste ihn beim Anblick seiner Tochter der gleiche Stolz. Andrew küsste sanft Brians kleine Stirn und sah seinen Sohn mit all der Liebe an, die ein Mensch fähig ist zu geben. Drei Jahre später umklammerte Dianas kleine Hand Andrews Zeigefinger. Gerade einmal drei Kilo brachte sie auf die Waage. Mit ihren rosig zarten Lippen und ihren weichen Wangen zeigte sie uns das schönste Lächeln der Welt.

Tja, die Zeit rast. Ehe ich mich versehe, gehen meine Babys in die reguläre Schule und ich bin zur nervenden und peinlichen Mutter mutiert. Ach ja, ach ja, aber ich schweife ab. Vielleicht stelle ich mich erst mal vor: Ich bin Charlotte.

Als Kind habe ich diesen Namen gehasst, ich wurde »Carotte« genannt. In der Schule hat man seinen Spitznamen weg, sobald ein Junge in der Klasse anfängt, sich über einen lustig zu machen. Kleine Mädchen haben ja kein Interesse daran, andere Mädchen zu ärgern. Das

ändert sich natürlich, sobald sich die Mädchen mit der Pubertät in kleine Biester verwandeln. Du brauchst nur aus Versehen zwei verschiedenfarbige Socken anzuziehen oder vergessen, dir die Haare zu kämmen, und schon wirst du von den angehenden Frauen zutiefst verachtet.

Ausgerechnet auf dem Schulhof hat Billie damit angefangen. Er zog an meinem Pferdeschwanz und rief: »Carotte, Carotte!« Die umstehenden Jungs wiederholten meinen neuen Spitznamen im Chor. Es hat mich damals so geärgert, ich schämte mich für meinen Namen. Als ich an diesem Tag von der Schule nach Hause kam, warf ich meiner Mutter Monica vor, mir einen scheußlichen Namen gegeben zu haben. Meine liebe Mama lachte nur und sagte:

»Ach, ich habe dich so lieb. Der Name Charlotte fiel mir direkt ein, als ich zum ersten Mal dein hübsches Gesicht erblickte. Und dein Vater konnte nichts dagegen einwenden.«

Sie tätschelte meinen Kopf, küsste meine Wange und erhellte damit meinen düsteren Tag. Zufrieden trabte ich nach draußen, um zu spielen. Mein Spitzname war irgendwann so ausgelutscht wie eine Zitrone. Je älter ich wurde, desto seltener nannte man mich Carotte. Dennoch hätte ich mir in der Schule manchmal gerne ein Loch gegraben, um mich darin zu verstecken und auf die Zeit zu warten, in der ich endlich ich selbst sein durfte. Nun ja, aber heute weiß ich, dass ich in diesem Loch jahrelang gegessen hätte. Es dauert unglaublich lange, bis man es schafft, sich selbst treu sein und zu sich zu stehen.

Geboren bin ich im Haus meiner Eltern in Milton Keynes. Meine Mutter Monica erzählte mir oft, dass sie am Tag meiner Geburt keine Zeit mehr gehabt habe, um

ins Krankenhaus zu fahren. Kaum hatten die Wehen eingesetzt, war es auch schon losgegangen. Mein Vater war bei der Arbeit, sie hatte gerade noch die Möglichkeit, die Hebamme Myra von nebenan anzurufen, die zum Glück zu Hause war. Wenn sich meine Mutter später mit Freundinnen über diesen Tag unterhielt, lachten sie und zogen mich damit auf, dass ich schon im Mutterleib meinen Willen durchsetzen wollte.

»Die hat es aber wieder eilig, so wie bei der Geburt. Aber nein, Charlotte, du darfst jetzt nicht aufstehen, wir essen noch.«

Solche Sätze musste ich mir oft anhören.

Clara ist meine ältere Schwester und John mein jüngerer Bruder. Zusammen mit unserem Vater William waren wir also zu fünft. Der redete zwar viel über die Krisen unserer Gesellschaft, aber politisch aktiv war er nicht. Mit meiner Mutter, die sich eigentlich allein um uns kümmerte, konnten wir recht gut leben. Meine Worte klingen eventuell hart, aber so meine ich das gar nicht. Meine Eltern hatten uns Kindern mit ihren bescheidenen Mitteln einiges ermöglicht. Ich liebe sie genauso, wie mich meine Kinder lieben. Es gibt zwar mal die eine oder andere Schwierigkeit, sie heißen nicht jede meiner Entscheidungen gut oder mischen sich in mein Leben ein. Aber welche Familie ist schon perfekt?

Mein Vater William erhielt kein hohes Gehalt, er war Beamter im Bereich der Steuerverwaltung. Er war kein Vorgesetzter oder höherer Steuerbeamter, aber immerhin kam das Gehalt pünktlich. Im Gegensatz zu anderen Arbeitnehmern, die mal zum Monatsende, mal erst zum Monatsanfang ihr Gehalt bekamen, konnte mein lieber Papa sich darauf verlassen, seinen Lohn regelmäßig an

einem bestimmten Tag zu erhalten. Später sind ja Gesetze erlassen worden, die regelten, dass der Lohn pünktlich auf dem Konto eingeht. Arbeitgeber oder Banken konnten damit nicht noch Spekulationen oder Tagesgelder einbuchen. Wer es zu bunt trieb, den holte irgendwann der Gesetzgeber.

Entschuldigung, ich langweile Sie, ich komme wieder zurück zu meinem Leben.

Schule war für mich selbstverständlich, aber als angehender Teenager wechselte ich auf eine Mädchenschule, in der es mir schnell langweilig wurde. Der Appell, brav zu sein, war allgegenwärtig. Ich sollte im Unterricht aufpassen und gute Noten nach Hause bringen. Dazu kamen die ständigen Ermahnungen meiner Mutter Monica. Sie hielt meine Schwester Clara und mich auch im Haushalt auf Trab. Wir mussten aufräumen, putzen, kochen und Geschirr spülen. John behandelte sie hingegen wie einen Pascha. Der hatte es als Nesthäkchen und Junge weitaus besser erwischt. Der konnte relaxen und mit seinen Eiern spielen, später als Teenager sowieso. Dass er es als Junge besser erwischt habe, dachte ich sehr lange. Ständig wurde ich wütend, wenn er in seinem Zimmer hockte, während ich wieder und wieder die Wäsche einholen, bügeln oder in der Küche das Geschirr abwaschen durfte.

Aber nun, Jahre später, sehe ich meinen Bruder aus einem anderen Blickwinkel. Jetzt, da er ein erwachsener Mann ist, ist er so unselbstständig, so ziellos. Besonders nach dem –, na ja, Sie wissen ja, aber ich komme später drauf zu sprechen. Er trifft wichtige Entscheidungen so unbedacht. Nach außen hin wirkt er auf andere vielleicht selbstsicher, aber dann tut er Dinge, bei denen ich mir denke: Mensch, werd langsam mal erwachsen, Junge.

Ich denke, dass es ein Fehler ist, wenn Jungs zu lange verwöhnt werden. Als Eltern muss man ihnen einen Rahmen geben, an dem sie sich orientieren können.

Unser Haus in Milton Keynes war recht klein; in das Zimmer von Clara und mir passten gerade mal zwei Betten und eine Kommode mit Spiegel. Diese scheußliche gelbe Blumentapete hat sich wohl für immer in mein Hirn gebrannt. John schlief bis zu seinem neunten Lebensjahr im Schlafzimmer unserer Eltern. An seinem zehnten Geburtstag erhielt er keine Geschenke, sondern ein eigenes Kinderzimmer. Es war nicht viel größer als unser Kinderzimmer, aber als mir klar wurde, dass meine Eltern extra für ihn ein Zimmer im Dachboden hergerichtet hatten, fraß sich eine hässliche Eifersucht in mein Herz.

Ich hätte wohl damit rechnen müssen. Unsere Eltern wollten halt mehr Privatsphäre; ein Kind wird zu einem jungen Mann, der natürlich nicht im Schlafzimmer seiner Eltern leben kann. Am Anfang, also bei uns im Haus, teilten sich Diana und Brian auch ein Zimmer.

Irgendwann bat Andrew mich darum, zwei Kinderzimmer einzurichten, und ich war der gleichen Meinung.

»Brian und Diana, jeder von euch bekommt ein eigenes Zimmer.«

Unsere Kinder hatten sich richtig gefreut. Doch es war von uns nicht ganz uneigennützig.

Aber ich schweife schon wieder ab, ich springe von einem Thema zum nächsten, also, noch mal zurück zu meiner Familie. Clara und ich hatten es gut, wir verstehen uns, sie und ich sind unzertrennlich. Das Vertrauen unter Geschwistern kann ein unglaublich festes Band im Leben knüpfen, das niemand zu lösen vermag. Blut ist dicker,

wie man sagt. Unsere Kindheit war nicht besonders aufregend, wir kabbelten uns, wurden mal lauter. Auch der übliche Krach zwischen den Eltern, bei dem es auch ganz schön ernst werden konnte, kam schon mal vor. Meine Mutter und mein Vater schenkten sich in ihren Ansichten manchmal nichts, sie wollte das letzte Wort haben, aber leider bekam er es immer.

Aber es passierte nichts Dramatisches, wie zum Beispiel bei Sally, einer Mitschülerin. Die Nachbarn glotzten wie Schafe auf das Haus, in dem Sallys Vater, Mr. Barnett, verhaftet wurde. Was er getan hat? Tja, er hat doch einfach auf seine Frau geschossen, zwölf Schuss. Und was hat Ms. Barnett getan? Sich die Bibel vor die Brust gehalten und just in dem Moment angefangen zu beten. Das erzählen zumindest die Leute. Die zerfetzte Bibel war blutdurchtränkt. Und jetzt stellen Sie sich das mal vor: Die tief religiöse Frau hat überlebt und kam wieder auf die Beine. Es waren andere Zeiten. Ich bin der Meinung, dass es heute undenkbar wäre, aber damals dachte Ms. Barnett wohl, sie habe keine andere Wahl, als ihren Mann zurückzunehmen.

Anfangs wollte sie die Scheidung, aber das haben ihr dieser idiotische Pfarrer, diese idiotische Gemeinde und ihre idiotischen Freundinnen, die ja natürlich »nur das Beste« für sie wollten, ausgeredet. Und Sally? Ja nun, aus der jungen Sally Barnett war eine starke Frau geworden. Sally Vale Rideout, heißt sie nun, wurde Nachrichtensprecherin. Die Vergangenheit hat sie gezeichnet, sie muss große Narben in Sallys Seele hinterlassen haben. Aber es hatte sie nicht umgehauen. Es war etwas anderes, das sie umgeworfen hat: Ihr Ehemann Marcus Vale Rideout starb. Das hat sie verändert. Ich habe nie mit ihr

persönlich darüber geredet, habe es erst später erfahren. Als Fernsehmoderatorin braucht man ja eine gewisse Ausstrahlung, aber die konnte sie nicht mehr halten, so einfach dahingesagt: Ihre Professionalität kam beim Fernsehen nicht mehr rüber. Ich hab gehört, dass sie nun im Management einer großen Lebensmittelagentur arbeitet. Oder ist sie Produzentin? Ach, ich hab keine Ahnung, was sie jetzt macht. Ich hoffe, sie geht ihren Weg und findet ein neues Glück.

Also, wieder zurück zu mir: Luxus war mir als Kind fremd. Meine Mutter unterrichtete in der Sonntagskirche. Sie nahm auch Kleiderspenden von der Gemeinde für uns mit. Gut erhaltene Blusen, Hosen, Pullover und anderen Plunder brachte sie nach Hause. Auch für sie war manchmal etwas dabei. Meine Mutter meinte immer, es tue ja nicht weh, Kleidung aus zweiter Hand zu tragen. Zum Winter strickte Mama scheußliche Pullover. Sie war nicht besonders stilsicher. Die unförmigen Dinger waren in einem Rot- oder Blauton mit viel Schwarz oder Grau.

Das Interesse an Handarbeiten war schon am Aussterben, doch ab und zu verdiente sich meine Mutter damit ein paar Pfund extra. Besonders gefragt waren die kunstvollen Tischdecken, die sie häkelte und die ihr von reichen Londoner Damen aus den Händen gerissen wurden. Manchmal durften Clara und ich auch mithelfen. Am Anfang munterte mich meine Mutter immer wieder dazu auf, besser aufzupassen.

Darauf folgte eine Korrektur, indem sie den Faden mit den Fingern zurück hob und den Haken richtig einfädete, doch irgendwann hatte ich den Dreh beim Häkeln raus. Als ich meine eigene Tischdecke bis zum Ende schön korrekt gehäkelt hatte, war meine Mutter sehr stolz auf

mich. Nun würde auch ich zum Taschengeld für schlechte Zeiten beitragen, sagte sie. Dieser Beitrag zur Familienkasse versiegte, als ich meine Ausbildung begann.

Meine Mutter gehörte zu den letzten, die solche Arbeiten ausführten, es warf ja kaum noch ein Pfund ab. Aber das Stricken und Häkeln beruhigte ihre Nerven, wie sie mir später sagte. Reisen oder Ausflüge, ein Restaurant-, Kino- oder Theaterbesuch waren für uns purer Luxus.

Meine Mutter ging mit uns alle zwei oder drei Monate in ein Café in Milton Keynes. Wir durften uns ein Stück Torte aussuchen und eine köstliche heiße Schokolade trinken. Erst später habe ich begriffen, wie schwer es meiner Mutter gefallen ist, ihr hart verdientes Geld auszugeben, um uns etwas zu gönnen. Sie selbst erlaubte sie nur einen einfachen Scone oder Shortbread, während wir Simnel Cake oder Schokoladentorte schlemmten. Ich wählte meistens ein Stück von der Fruchtsahnetorte, und meine Mutter bezahlte gern dafür. Aber es kann gut sein, dass bei solch einem Café-Besuch eine gehäkelte Tischdecke, an der wir eine ganze Woche gearbeitet hatten, draufging. Sie wissen ja, wie das als Teenager ist. Da will man seine Mutter manchmal zum Mond schießen können, oder daran vorbei. Hach, wie genau ich mich an diese herrliche Zeit erinnere.

Während meiner Kindheit dominierte Margaret Thatcher England. Sie regierte als Premierministerin von Großbritannien über die ganzen britischen Gebiete. Sie war die Eiserne Lady, ungefähr bis zu meinem zehnten Lebensjahr. Soll ich jetzt schlecht über sie reden? Ach, komme ich mal wieder auf meine Familie zu sprechen.

Clara kam 1977 auf die Welt und ich 1980, John erst 1984. John, ein glücklicher Unfall, aber seit wann sind

Unfälle glücklich? Ich mache nur einen Scherz, ich liebe meinen Bruder. Na ja, sei es drum.

Mein Vater William ließ sich am Frühstückstisch über die Politiker aus. Aber er hatte immerhin einen sicheren Arbeitsplatz, der unser Auskommen sicherte. Seine Leibspeise waren zwei weich gekochte Eier und dazu längs geschnittenes Toastbrot zum Eintunken; das gab es jeden Sonntag zum Frühstück.

Kurze Frage, Doktor Miller: Wie lange haben wir denn noch bei der ersten Sitzung?

»Wir haben noch genug Zeit, Ms. MacDonald.«

Oh, gut, dann fahre ich fort. Mir fallen aber so viele Dinge ein.

»Kein Problem, wie gesagt, so lange die Zeit läuft, dürfen sie über alles reden.«

Hmm... Meine Mutter liebte Milchreis, den ich überhaupt nicht vertrage, ein bisschen und mir wird regelrecht schlecht. Das sollte meiner Hauswirtschaftslehrerin Ms. Dummnuss in der achten Klasse eine Lehre sein, na ja, okay, sie heißt eigentlich Ms. Doover. Ich hatte sie noch gewarnt, dass ich keinen Milchreis vertrage, aber sie musste mich ja zum Essen zwingen. Sie drohte mir mit einer schlechten Note, wenn ich nicht probieren würde. Ich tat ihr also den Gefallen und rannte kurz darauf aus dem Gemeinschaftsraum und übergab mich noch im Flur auf dem Weg zur Toilette. Zum Glück musste ich die ganze Sache nicht reinigen.

Rituale sind wichtig für Kinder. Die Eltern leben einem diese vor. Das fängt beim Aufstehen an, Gesicht und Hände waschen, sich umziehen, das Frühstück vorbereiten, die Arbeit beziehungsweise die Schule besuchen, das Mittagessen, die Hausarbeit beziehungsweise die Hausaufgaben

erledigen und endet mit dem, ja, mit dem Abendessen. Und mit der Vorbereitung auf die Nachtruhe. Als Mädchen wusste ich nie, wann genau etwas stattfindet, besser gesagt, es hat mich nicht interessiert, weil ich mich einfach an Clara orientiert habe. Meine geliebte große Schwester passte auf uns Jüngeren auf, sie hatte einen großen Einfluss auf mein Benehmen. John hatte nur Schabernack im Sinn und spielte Streiche, so oft es ging. Meine Mutter tadelte ihn nicht, sondern nahm ihn in Schutz, weil er ja so jung sei. Verstehen Sie mich nicht falsch, wie gesagt, ich liebe meinen Bruder, er hat viele positive Eigenschaften, auch wenn er weniger selbstständig ist. Bestimmt hat er deswegen keine langen Beziehungen, die Frauen mögen keine unselbstständigen Männer. Als Kind spielte ich Seilspringen, Fangen und Verstecken. In der Schule gab es das Spiel:

Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Und die Kinder rufen:

Niemand!

Und wenn er kommt?

Dann laufen wir davon!

Aber heute ist es verboten, gilt als zu rassistisch. Das Political-Correctness-Dogma überall, ich weiß nicht, ob das wirklich gut ist, aber na ja, was weiß ich schon. Ich bin eine weiße Frau, ich verstehe daher die Political Correctness nicht immer. Aber ich komme am besten zurück zu meiner Familie. Die Maria Stuart Paul Catholic School ist eine gute Schule in Milton Keynes. Dort habe ich den Menschen, der mich immer aufbaute und unterstützte, kennengelernt: meine beste Freundin Fiona, langjährige Klassenkameradin und Lebensgefährtin. Schön, wenn Geheimnisse bei vertrauten Menschen bleiben, als Kind

in der Schule ist das wichtig. Fiona ist und bleibt etwas Besonderes in meinem Herzen. Sie starb viel zu früh – auch in London, ach ja, ach ja.

»Ms. MacDonald, das war für die erste Sitzung sehr gut. Leider ist die Zeit nun vorbei, aber Sie können beim nächsten Mal weiterreden.«

Oh, schon, ja, gut, dann werde ich jetzt gehen.

»In zwei Tagen ist der nächste Termin. Auf Wiedersehen!«

Auf Wiedersehen!

Fatimas Fragen an Gott

Warum tust du mir das an?

Was habe ich dir getan?

Bin ich denn keine gute Muslima?

Ich habe immer dich geehrt, immer dich angebetet.

Ich verstehe nicht, wie du das zulassen konntest.

Ich habe mich bewusst für den Glauben entschieden.

Es ist alles so sinnlos, so unglaublich sinnlos.

So unfair, dass mir das passieren musste.

Dass ich leiden muss,

dass du mir das Schönste und Liebste genommen hast.

Wie konntest du nur!

Ich leide, mein Herz, mein Herz tut so weh.

Ich habe Atemnot,

solche Schmerzen hatte ich noch nie im Herzen.

Warum soll ich beten?

Warum soll ich überhaupt noch etwas tun?

Warum durfte ich nicht sterben?

Ich verfluche alle, so wie man mich verflucht.

Alle sollen sie mich in Ruhe lassen.

Sie wissen nichts und urteilen über mich.

Und du lässt das zu!

Warum tust du mir das an?

Warum?

Antworte mir!

Sind Sie bereit?

Wofür?

Na, für die Geschichte.

Wie jetzt?

Es fängt gerade erst an!

Für Hussain

*Es geschah in einer Frühlingsnacht
als mich meine Liebe zu Dir gebracht.*

*Ich sah nur Dich, mein Sonnenschein
und vergaß das meine.*

*Dein Lachen, Deine Augen
die mich so glücklich machen.*

*Meine Gedanken sie irren umher
sie wissen nur eins:*

Sie lieben Dich sehr.

*Deine Hände mit ihren sanften
Berührungen, die misse ich so sehr!*

Alleine sein ist schwer.

*Herz, oh Herz, wie tut das gut
Seit es Dich – meinen Hussain – gibt.*

Ich vermisse Dich.

Mein geliebter Hussain!

Wimbledon, 2022
Charlottes Alltag

»Mama, hast du wieder aufgeräumt?!«, tönt es durchs Haus.

»Ja, natürlich, den Saustall in deinem Zimmer halte ich nicht aus!«, schallt es zurück.

»Ich finde nichts wieder!«

»Dann kannst du mal selbst aufräumen, Brian.«

»Mama! Ich habe ein wichtiges Spiel!«

»Was suchst du überhaupt?«

»Meine Cricket-Handschuhe.«

»Sag das doch! Die habe ich in deine Trainingstasche getan.«

»Endlich! Ich muss los.«

»Soll ich dich hinfahren, Brian?«

»Nein, alles gut. Ich nehme das Fahrrad.«

Charlotte weiß, Brian ist mit seinen fünfzehn Jahren in der Pubertät und meint es nicht böse. Und egal, was kommt, ihr Sohn bleibt nun mal ihr Sohn. Aber heute tut es ihr weh, dass er so mit ihr spricht, es tut ihr auch weh, dass er gelegentlich vergisst, Bitte und Danke zu sagen.

Diana ist noch nicht so weit, ihre Tochter ist gerade erst zwölf Jahre alt geworden. Sie hat ihren Geburtstag am vorherigen Abend mit ihren Freundinnen im Haus gefeiert, natürlich extrem laut.

Während Brian Cricket liebt, blüht Diana beim Fußball auf. Laut ihrem Coach zeigt sie eine Begabung für den Spielaufbau und Spielwitz. Charlotte hat für Sport nichts übrig, sie treibt ein wenig Fitness und stemmt ein paar

Gewichte, aber sobald sie aus der Puste kommt, hört sie lieber auf. Nicht so ihre Tochter. Die gibt alles und ruft gerade durchs Haus:

»Mama, fährst du mich bitte zum Fußball?«

Na immerhin, als Mutter werde ich noch gebraucht, denkt Charlotte.

»Ja, mein Liebes, bist du bereit?«

»Ja, habe schon alles in der Sporttasche.«

Andrew, ihr Ehemann, und Charlotte haben nach dem Börsencrash 2010 das schicke Haus in der Nähe der Wimbledon-Tennisanlage gekauft. Mit seinen dunkelroten Backsteinen, dem Erker und dem Türmchen wirkt es fast mystisch, ein Schmuckstück, und laut Andrew ein Schnäppchen. Er meinte, sie müssen sofort zuschlagen, sonst ärgerten sie sich später über die gestiegenen Immobilienpreise.

Charlotte fasst sich im lichtdurchfluteten Hausflur mit den weiß gestrichenen Wänden an den Kopf: »Kleinen Moment, Diana, muss nur noch die Tasche und den Autoschlüssel holen.«

Sie eilt in den ersten Stock, betritt das hellblau gestaltete Schlafzimmer, greift nach ihrer Handtasche auf dem Holzbett mit dem roten Bettlaken und der gelben Bettdecke. Sie wirft einen Blick in den Standspiegel, fährt mit der rechten Hand durch ihr hellblondiertes Haar und lächelt. Sie achtet darauf, nicht peinlich aufzufallen, nicht so wie ihre Mutter, die mit Lockenwicklern aus dem Haus ging. Charlotte möchte nicht, dass Diana sich ihretwegen wünscht, im Erdboden zu versinken.

Im Gegensatz zu Brian bedankt sich Diana noch bei ihrer Mutter. Charlotte möchte ihrem Sohn erklären, dass Höflichkeit ihn weiterbringen würde. Aber sie schiebt das